

Dialog mit der Maschine: Reflexionen inmitten der KI-Revolution und ihre Folgen für das therapeutische Selbstverständnis¹

Dialogue with the machine: Reflections amid the AI revolution and its consequences for the therapeutic self-image

Peter Geißler²

² Neu-Oberhausen, Österreich

Kurzzusammenfassung

Künstliche Intelligenz (KI) dringt zunehmend in Felder ein, die bislang als genuin menschlich galten – darunter auch die Psychotherapie. Der Beitrag reflektiert, welche Herausforderungen und Chancen sich daraus für das therapeutische Selbstverständnis ergeben. Im Zentrum steht nicht die Anwendung von KI im engeren Sinne, sondern die Frage, wie sich therapeutische Haltung, Identität und Beziehung unter den Bedingungen einer digitalisierten Kultur transformieren. Dabei wird KI als kultureller Prüfstein begriffen, der das Menschenbild, das Professionsverständnis und die ethische Verantwortung im therapeutischen Handeln neu herausfordert. Der Begriff des Gemeinschaftsgefühls nach Alfred Adler dient als Leitfigur für ein relationales Denken im Umgang mit Technologie. Der Beitrag plädiert für eine

¹ Der Beitrag ist die überarbeitete Form eines Vortrags, gehalten am 13. Juni 2025 in Hannover am Symposium für Relationale Psychoanalyse mit dem Titel „Gehirn und Künstliche Intelligenz“.

professionelle Positionierung, die weder technikfeindlich noch naiv innovationsbejahend ist, sondern sich bewusst in die Gestaltung einer menschengerechten digitalen Zukunft einbringt.

Abstract

Artificial Intelligence (AI) is increasingly entering fields traditionally considered fundamentally human — including psychotherapy. This article reflects on the challenges and opportunities AI presents for the professional identity of psychotherapists. The focus lies not on concrete applications, but on how therapeutic stance, identity, and relational practice are transformed in a digitized culture. AI is framed as a cultural litmus test that confronts the therapeutic profession with questions about its humanistic values, relational core, and ethical responsibility. Drawing on Alfred Adler's concept of Gemeinschaftsgefühl (social interest), the article proposes a relational approach to technology that resists both naive technophilia and defensive rejection. It argues for a profession that actively engages in shaping a human-centered digital future — not by withdrawing from technology, but by situating itself clearly in relation to it.

Schlüsselwörter

Beziehung und Resonanz; Digitalisierung; Gemeinschaftsgefühl; Künstliche Intelligenz; psychotherapeutische Identität

Keywords

relationship and resonance; digitalization; social interest; artificial intelligence; psychotherapeutic identity

1 *Einleitung und Zielsetzung*

Die Auseinandersetzung mit Künstlicher Intelligenz (KI) im psychotherapeutischen Kontext ist von einer tiefen Ambivalenz geprägt. Auf der einen Seite stehen Neugier und Faszination: für die Effizienz, mit der KI Informationen verarbeitet, Texte generiert und komplexe Strukturen sichtbar macht; für das Potenzial, bestimmte Arbeitsprozesse zu entlasten oder neue Formen der Reflexion zu eröffnen. Auf der anderen Seite stehen Verunsicherung, Skepsis und zum Teil auch Widerstand. Was bedeutet es für unser Selbstverständnis als Therapeut*innen, wenn eine Maschine in der Lage ist, Gespräche zu simulieren, Hypothesen zu generieren oder gar empathisch zu wirken? Was bleibt vom genuin Menschlichen in unserer Arbeit, wenn zentrale Kompetenzen – wie sprachliche Präsenz, Analysefähigkeit oder strukturiertes Denken – technisch nachgebildet oder gar übertroffen werden?

Zwischen diesen Polen – technischer Faszination und professioneller Irritation – entfaltet sich das Spannungsfeld, dem sich dieser Beitrag widmet. Dabei geht es nicht um eine vorschnelle Bewertung, sondern um eine Einordnung: Welche Veränderungen bringt KI tatsächlich mit sich – für unser therapeutisches Handeln, für die Gestaltung von Beziehung, für unser professionelles Selbstverständnis? Was bleibt – auch im Licht technologischer Entwicklungen – unverzichtbar? Und in welcher Haltung begegnen wir als Fachpersonen einer Technologie, die unser Feld potenziell mitgestaltet, aber zugleich grundlegend anders funktioniert als jede Form menschlichen Gegenübers?

Ziel dieses Beitrags ist es, eine differenzierte, potenzialorientierte und zugleich kritisch reflektierte Perspektive auf KI im psychotherapeutischen Feld zu eröffnen. Weder Technikeuphorie noch Kulturpessimismus führen weiter. Es braucht vielmehr eine professionelle Haltung, die in der Lage ist, technische Entwicklungen in ihrer Tragweite zu erfassen, ohne sich ihnen unterzuordnen, und die das Menschliche nicht gegen die Technik verteidigt, sondern in bewusster Auseinandersetzung mit ihr konturiert (Raile u. Geißler 2025). Dabei wird KI nicht nur als funktionales Werkzeug verstanden, sondern auch als kultureller Prüfstein: Sie fordert uns heraus, unsere berufliche Identität, unsere Werte und unsere Beziehungspraxis im Licht neuer Möglichkeiten und Zumutungen zu überprüfen – und gegebenenfalls weiterzuentwickeln.

Der Beitrag nähert sich diesem Thema entlang mehrerer Perspektiven: Zunächst wird KI als kulturelles Phänomen und Ausdruck gesellschaftlicher Transformationsprozesse beschrieben. In einem zweiten Schritt werden die funktionalen Möglichkeiten und systemischen Grenzen der Technologie umrissen – mit Blick auf ihre Relevanz für psychotherapeutisches Denken und Handeln. In einem weiteren Teil wird der Begriff des Gemeinschaftsgefühls aus der Individualpsychologie Alfred Adlers als ein zentraler Bezugsrahmen eingeführt, um die Beziehung zwischen Mensch und Maschine nicht nur technisch, sondern ethisch und existenziell zu reflektieren. Schließlich rückt die Frage nach der therapeutischen Identität im digitalen Zeitalter ins Zentrum: Was bedeutet es, Therapeut*in zu sein in einer Welt, in der Resonanz, Empathie und Beziehung zunehmend simuliert werden können?

Die hier formulierten Überlegungen verstehen sich nicht als abschließendes Urteil, sondern als Einladung zu weiterer Auseinandersetzung. Künstliche Intelligenz ist gekommen, um zu bleiben. Ob sie in der Psychotherapie zu einer Quelle der Verunsicherung oder zu einem Impuls für Erneuerung wird, hängt nicht allein von der Technologie selbst ab – sondern wesentlich davon, wie wir ihr als Profession begegnen. In dieser Begegnung liegen Herausforderungen, aber auch Chancen: zur Klärung unserer Rolle, zur Profilierung unseres Menschenbildes und zur bewussten Gestaltung eines therapeutischen Selbstverständnisses, das dem Digitalen nicht ausweicht, sondern es kritisch einordnet – im Dienst einer Beziehungskultur, die menschlich bleibt.

2 *KI als kulturelle Herausforderung*

Künstliche Intelligenz ist nicht nur technisches Werkzeug, sondern Ausdruck eines umfassenden kulturellen Wandels. Sie steht exemplarisch für eine Zeit, in der Komplexität durch Rechenlogik beantwortet, Unsicherheit durch Daten kompensiert und Kommunikation durch algorithmische Modelle reorganisiert wird. Der gesellschaftliche Diskurs über KI – sei er euphorisch, dystopisch oder ambivalent – spiegelt zentrale Motive unserer Gegenwart: das Streben nach Kontrolle, die Hoffnung auf Effizienz, die Sehnsucht nach Entlastung in einer überfordernden Welt. In diesem Sinne ist KI nicht nur eine Entwicklung der Technologie, sondern auch ein Symptom des kulturellen Selbstverständnisses, das sie hervorbringt (Meckel u. Steinacker, 2024).

Die kulturelle Herausforderung, die KI darstellt, liegt nicht allein in ihrer Funktionalität, sondern in der Verschiebung von Deutungshoheit und Beziehungsmustern, die sie mit sich bringt. Wenn Maschinen beginnen, Sprache zu produzieren, Muster zu erkennen und Entscheidungen zu simulieren, verändert sich unser Verhältnis zu Wissen, zu Autorität und zu Subjektivität. Die Frage ist nicht mehr nur, was KI leisten kann, sondern auch, wie wir uns als Menschen zu dieser Leistungsfähigkeit ins Verhältnis setzen. Wenn KI in therapeutischen Kontexten plausible Sätze formuliert, Gefühle benennt oder sogar Gesprächsführung übernimmt, wird deutlich, dass es nicht allein um Effizienzsteigerung geht, sondern um ein neues kulturelles Verhältnis zu Beziehung, Wahrnehmung und Bedeutung.

In dieser Entwicklung zeigt sich auch eine tieferliegende Tendenz: das Ideal der Optimierung. KI ist eingebettet in ein Narrativ, das davon ausgeht, dass Prozesse, auch solche menschlicher Interaktion, durch Technologie verbessert, beschleunigt, präzisiert werden können – ein Narrativ, das von Meckel und Steinacker (2023) als Ausdruck einer digitalen Kultur beschrieben wird, in der alles gleichzeitig verfügbar, beschleunigt und entgrenzt erscheint (vgl. auch Raile u. Geißler 2025, S. 7f.). Was sich hier abzeichnet, ist nicht nur ein technischer Fortschritt, sondern eine kulturelle Verschiebung hin zu funktionaler Denkweise: Therapie als Prozess, der effizient begleitet, dokumentiert, strukturiert werden kann – mit dem Risiko, dass das Unverfügbare, das Widerständige, das dialogisch Werdende an den

Rand gedrängt wird. KI bringt damit eine Rationalisierungslogik in ein Feld, das sich dem rationalen Zugriff gerade entzieht.

Und doch lässt sich KI nicht auf ihr Störpotenzial reduzieren. Zugleich eröffnet sie neue Denkformen, die – bei reflektierter Nutzung – auch als Anstoß für die therapeutische Profession fruchtbar werden können. Insbesondere die Art und Weise, wie KI mit Wissen umgeht, wirft spannende Fragen auf. Sprachmodelle wie ChatGPT operieren nicht linear, sondern relational: Sie aggregieren Texte, Diskurse, Perspektiven aus unzähligen Quellen und generieren daraus kontextbezogene, vielfach anschlussfähige Antworten. Das zugrunde liegende Prinzip ist nicht Hierarchie, sondern Vernetzung; nicht monologische Tiefe, sondern polyphone Breite. In dieser Struktur spiegelt sich ein Denken, das weniger auf abgeschlossene Wahrheiten setzt als auf Austausch, Mustererkennung und Kontextsensibilität – ein Modus, der durchaus Analogien zum systemischen oder beziehungsorientierten Denken in der Psychotherapie aufweist.

Gerade diese Netzwerklogik stellt eine kulturelle Innovation dar, die therapeutisch gedacht werden kann. Der Zugang zu Wissen verändert sich: weg vom individuellen Besitz hin zur kollektiven Bewegung. Wer mit KI arbeitet, bewegt sich durch einen dynamischen Wissensraum, der nicht auf Exaktheit, sondern auf Resonanz angelegt ist. Daraus kann sich – im besten Fall – eine neue Form des Denkens entwickeln: dialogisch, offen, relational. Damit fordert KI nicht nur unsere Haltung zu Technik heraus, sondern auch unser Selbstverständnis als Wissens- und Beziehungsträger*innen in einer zunehmend digitalisierten Welt.

KI wirkt damit wie ein Prisma, in dem sich gesellschaftliche Bruchlinien, Wünsche und Ängste bündeln. Sie macht sichtbar, wo wir Halt suchen – und wofür wir bereit sind, Verantwortung zu übernehmen. Für die Psychotherapie liegt die kulturelle Herausforderung nicht darin, sich gegen die Technik zu stellen, sondern in der bewussten Auseinandersetzung mit dem, was sie über unsere Zeit sagt – und darüber, wie wir in dieser Zeit Beziehung, Subjektivität und Entwicklung denken wollen. KI kann dabei sowohl Irritation als auch Ressource sein. Entscheidend ist, ob wir bereit sind, ihr nicht nur mit technischer Kompetenz, sondern mit kultureller Reflexionsfähigkeit zu begegnen.

3 Was KI (nicht) kann – Möglichkeiten und Grenzen

Künstliche Intelligenz entfaltet ihr Potenzial dort, wo es um Ordnung, Strukturierung, Anregung und punktuelle Unterstützung geht. In der psychotherapeutischen Praxis kann sie etwa dabei helfen, Texte zu gliedern, Gedanken zu systematisieren, Fortbildungsinhalte aufzubereiten oder Gesprächsverläufe sprachlich zu analysieren. In der Lehre und Ausbildung lassen sich mit Hilfe sprachbasierter KI-Modelle Simulationen therapeutischer Gespräche durchführen, die eine risikofreie Erprobung ermöglichen (vgl. dazu den von P. Raile entwickelten Therapiesimulator, Raile u. Geißler, 2025). Auch für Dokumentation, Literaturrecherche oder Reflexion therapeutischer Hypothesen kann KI ein nützliches Instrument

sein – vorausgesetzt, ihr Beitrag wird klar als Unterstützung verstanden, nicht als Entscheidungsträgerin oder Beziehungspartnerin.

Die eigentliche Stärke von KI liegt nicht im Verstehen, sondern in der Erzeugung plausibler sprachlicher Muster. Sie formuliert überzeugend, filtert relevante Informationen, findet Formulierungen, die anschlussfähig erscheinen – doch sie weiß nicht, was sie sagt. Ihr vermeintliches „Verstehen“ ist eine statistische Annäherung, keine existenzielle Erfahrung. KI generiert Texte nicht aus Intention oder persönlicher Haltung, sondern aus Wahrscheinlichkeiten, berechnet aus riesigen Mengen verfügbarer Daten. Ihr fehlt jedes Gespür für Kontext im menschlichen Sinn: Biografie, Emotion, Körper, Beziehung – all das bleibt ihr fremd.

Gerade hierin liegen aber auch ihre Grenzen. Die vielleicht gravierendste ist die fehlende Leiblichkeit. KI hat keinen Körper, keine Mimik, keine Stimme im eigentlichen Sinn – sie kennt keine Gänsehaut, kein Stocken, kein Innehalten. In der Psychotherapie jedoch sind solche leiblichen Resonanzen zentral: Sie machen Beziehung erfahrbar, tragen zur Diagnostik bei und ermöglichen Interventionen jenseits des Gesagten. Eine Maschine kann solche Signale weder senden noch empfangen. Ebenso wenig besitzt sie Empathie. Auch wenn sie empathisch klingt, fühlt sie nicht mit. Sie kann auf emotionale Schlüsselbegriffe reagieren, aber nicht in den Zwischenraum treten, der therapeutische Nähe ausmacht. Empathie ist nicht Stilmittel, sondern Haltung – verkörpert, biografisch fundiert und dialogisch geworden (vgl. dazu Geißler 2023, S. 42ff, Geißler 2025a).

Hinzu kommt, dass KI keine Verantwortung übernimmt. Sie produziert Inhalte, aber sie steht nicht für sie ein. Das ist besonders kritisch in einem Feld, das auf Vertrauen, Verbindlichkeit und ethische Reflexion angewiesen ist. Nicht zuletzt besteht die Gefahr sogenannter „Halluzinationen“ – also von inhaltlich falschen, aber sprachlich überzeugenden Aussagen (Raile u. Geißler 2025). KI kann Quellen erfinden, Zusammenhänge nahelegen, die nicht existieren, und dabei mit einer Autorität auftreten, die nicht gedeckt ist. Wer sich unreflektiert auf solche Inhalte verlässt, etwa bei der Erstellung diagnostischer Überlegungen oder im Gespräch mit Klient*innen, riskiert fachliche Fehler – und untergräbt die Integrität des therapeutischen Rahmens.

Eine besondere Herausforderung stellt die Tendenz zur Anthropomorphisierung dar. Menschen neigen dazu, Maschinen Eigenschaften zuzuschreiben, die ihnen vertraut sind – Intentionalität, Mitgefühl, Verständnis. Wenn ein Sprachmodell empathisch klingt, liegt es nahe, ihm ein Gegenüber-Sein zuzuschreiben. Doch diese Zuschreibung führt in die Irre. Sie übersieht, dass keine Beziehung stattfindet, auch wenn die Form sie nahelegt. Gerade im psychotherapeutischen Setting, das von Authentizität, Ansprechbarkeit und dialogischer Tiefe lebt, ist diese Differenz entscheidend. Eine KI mag Gesprächspartnerin „spielen“, aber sie kann es nicht sein.

Die Möglichkeiten der KI sind real – ebenso wie ihre Begrenzungen. Sie kann uns bei der Strukturierung unserer Arbeit helfen, zur Selbstreflexion beitragen, neue Perspektiven andeuten. Doch sie kann nicht fühlen, nicht tragen, nicht mitgehen. In einer Zeit, in der Maschinen zunehmend Teil unseres

Arbeitsumfelds werden, besteht die Herausforderung darin, diese Differenz klar zu halten. Nur dann lässt sich ihr Potenzial nutzen, ohne dass dabei das verloren geht, was unsere Arbeit im Kern ausmacht: das menschliche Gegenüber.

4 *Von der Anwendung zur Reflexion*

Die aufgezeigten Möglichkeiten und Grenzen der KI entfalten ihre Relevanz nicht nur im theoretischen Diskurs, sondern auch in der konkreten Praxis psychotherapeutischer Arbeit (Raile u. Geißler, 2025). Gerade deshalb liegt es nahe, sich näher mit jenen Anwendungsbereichen zu beschäftigen, in denen KI-Systeme bereits heute eingesetzt werden oder perspektivisch in Erscheinung treten könnten – etwa in der Dokumentation, der Aus- und Weiterbildung, der Analyse sprachlicher Muster oder der Selbstreflexion professionellen Handelns. Da diese Felder jedoch bereits an anderer Stelle von uns umfassend bearbeitet wurden (ebend.), soll auf eine erneute Darstellung an dieser Stelle verzichtet werden.

Dort wurde unter anderem gezeigt, wie KI in Ausbildungskontexten zur Simulation von Therapiesettings beitragen kann, welche Chancen und Fallstricke im Einsatz automatisierter Textanalyse liegen und in welchen Spannungsfeldern sich therapeutische Fachpersonen bewegen, wenn maschinengenerierte Vorschläge in ihre Reflexions- oder Entscheidungsprozesse einfließen. Auch wurden erste Erfahrungsberichte aus der Praxis eingebunden, die einen differenzierten Blick auf die Alltagstauglichkeit und Akzeptanz solcher Systeme ermöglichen. All diese Aspekte bilden eine notwendige Grundlage für die tiefergehende Auseinandersetzung mit der Frage, wie sich durch den Einsatz von KI nicht nur bestimmte Arbeitsvollzüge verändern, sondern auch Haltungen, Rollenkonzepte und das Verständnis von Beziehung und Verantwortung.

Im vorliegenden Beitrag soll es daher weniger um die Anwendung im engeren Sinne gehen als um die weiterführende Reflexion: Was folgt aus der Möglichkeit, dass KI sich in therapeutische Arbeitsprozesse einlagert? Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für das Verständnis professioneller Präsenz? Und wie verändert sich das therapeutische Selbstverständnis, wenn zentrale Elemente wie Sprache, Deutung oder Begleitung prinzipiell auch durch nicht-menschliche Systeme ausgeführt werden können? In diesen Fragen verdichtet sich das eigentliche Spannungsfeld, dem sich die nachfolgenden Abschnitte widmen.

5 *Gemeinschaftsgefühl und Netzwerkdenken*

Im Angesicht technischer Beschleunigung und wachsender Automatisierung drängt sich zunehmend die Frage auf, welche menschlichen Haltungen im Umgang mit Künstlicher Intelligenz entscheidend sein werden. Eine davon ist das Gemeinschaftsgefühl – jener zentrale Begriff der Individualpsychologie Alfred Adlers, der auch im technologischen Zeitalter nichts an Relevanz verloren hat (Adler, 1927).

Ursprünglich als Gegenentwurf zum individualisierten Geltungsstreben formuliert, beinhaltet Gemeinschaftsgefühl die Fähigkeit, sich als Teil eines größeren Zusammenhangs zu erleben, Verantwortung für das Gemeinsame zu übernehmen und sein Denken und Handeln an der Qualität des Miteinanders zu orientieren. In einer Welt, die durch KI radikal verändert wird, könnte dieser Begriff eine neue, unerwartet aktuelle Dimension gewinnen (vgl. Raile u. Geißler 2025, S. 176ff.).

Denn die Art und Weise, wie KI funktioniert, verweist auf ein relationales Prinzip, das unser bislang stark individualistisch geprägtes Denken grundlegend infrage stellt. KI verarbeitet kein singuläres, autorzentriertes Wissen, sondern aggregiert, verschränkt und reformuliert Inhalte aus einem globalen Wissensraum – gespeist aus zahllosen Stimmen, Diskursen, Dokumenten, Meinungen. Ihr schöpferisches Potenzial liegt nicht in Originalität im klassischen Sinn, sondern in der Fähigkeit, Verbindungen herzustellen, Muster sichtbar zu machen und neue Kontexte zu erschließen. In gewissem Sinn leistet KI damit – wenn auch auf maschinelle Weise – eine kulturelle Arbeit der Bezugnahme, die nicht auf individuelle Urheberschaft, sondern auf kollektive Wissenszirkulation gründet.

In dieser Struktur kündigt sich ein anderes Denken an: eines, das weniger auf Abgrenzung, Kontrolle oder geistige Alleinverfügungsrechte setzt, sondern auf geteilte Resonanz, dialogische Kohärenz und dynamischen Zusammenhang. Was hier sichtbar wird, stellt auch therapeutische Selbstbilder infrage, die stark über individuelle Expertise und persönliche Authentizität definiert sind. KI erinnert uns – wenn wir sie nicht nur als Werkzeug, sondern als kulturelles Phänomen betrachten – daran, dass auch menschliches Denken nie isoliert, sondern immer schon bezogen, verwoben und situiert ist. Schon in den 1960er-Jahren wurde in der Literaturtheorie das Bild vom souveränen Autor zugunsten einer offenen Textbewegung dekonstruiert – als „Tod des Autors“ (Barthes, 1967), der die Bedeutung nicht mehr aus der Intention, sondern aus der Lesbarkeit im kulturellen Raum ableitete. Die KI führt diese Entkopplung von Autorschaft und Sinn nun technologisch fort – nicht im Modus der Kritik, sondern im Modus der Produktion.

Gerade im Licht des adlerianischen Gemeinschaftsgefühls kann diese Entwicklung als Anlass verstanden werden, Beziehung nicht nur als therapeutische Haltung, sondern als erkenntnistheoretisches Grundprinzip neu zu begreifen. Möglicherweise fordert uns die KI nicht dazu auf, menschliche Einzigartigkeit zu relativieren – sondern sie dort zu verorten, wo sie wirklich wirkt: im Zwischen, im Bezug, in der Art, wie wir mit Welt, Wissen und anderen Menschen verbunden sind

Gerade aus dieser inneren Spannung – zwischen relationaler Struktur und instrumentellem Einsatz – ergibt sich für das psychotherapeutische Denken eine doppelte Herausforderung. Einerseits liegt in der Funktionsweise der KI ein implizites Modell, das mit dem gemeinschaftspsychologischen Denken Adlers korrespondiert: Wissen ist kein Besitz, sondern zirkulierende Ressource; Bedeutung entsteht im Austausch, nicht in der Behauptung; Erkenntnis wird nicht monopolisiert, sondern geteilt. Andererseits steht die Art und Weise, wie KI gesellschaftlich implementiert und diskutiert wird, oft quer zu diesen

Prinzipien: Der Fokus liegt auf Effizienz, Performanz, Überlegenheit – selten auf Dialog, Verantwortung oder Verbundenheit.

Die Frage lautet daher nicht nur, was KI kann, sondern wie wir ihr begegnen. Ob wir ihre relationalen Strukturen als Einladung verstehen, unser eigenes Denken stärker dialogisch zu gestalten – oder ob wir in der technischen Reproduktion von Sprache und Interaktion nur eine neue Form der Selbstoptimierung sehen. Gerade für die therapeutische Praxis, die seit jeher mit dem Zwischen arbeitet, mit der Unverfügbarkeit und der dialogischen Resonanz, wäre es konsequent, den Begriff des Gemeinschaftsgefühls nicht nur als therapeutisches Ziel, sondern auch als Haltung im Umgang mit neuen Technologien zu begreifen.

Eine solche Haltung verweigert sich weder der Innovation noch idealisiert sie das Vorhandene. Sie fragt stattdessen: Was bedeutet Verantwortung in einer Welt, in der Entscheidungssysteme zunehmend automatisiert werden? Wie bleibt das Andere – sei es Mensch oder Maschine – als Gegenüber ernstzunehmen, ohne es zu romantisieren oder zu beherrschen? Und woran orientieren wir uns, wenn Deutung, Bedeutung und Beziehung nicht mehr exklusiv menschliche Domänen sind?

Im Licht dieser Fragen könnte das Gemeinschaftsgefühl zu einer ethisch-kognitiven Denkfigur werden, die über das therapeutische Feld hinausweist. Es erinnert uns daran, dass Entwicklung nicht gegen andere, sondern mit anderen geschieht – und dass auch das Denken über Technologie nicht im Modus der Überlegenheit, sondern im Modus der Bezogenheit fruchtbar wird. In einer Kultur, die zunehmend auf algorithmische Steuerung, Selbstvermessung und optimierende Vergleiche setzt, ist der Verweis auf ein Denken in Beziehung kein nostalgischer Rückgriff, sondern ein Beitrag zur Gegenwart. KI provoziert uns, Haltung zu zeigen – und das heißt: in Beziehung zu bleiben. Auch dort, wo das Gegenüber nicht mehr menschlich ist.

6 *Therapeutische Identität im digitalen Wandel*

Die therapeutische Identität (Petzold, 2004) steht im Zuge digitaler Entwicklungen vor einer doppelten Aufgabe: Sie muss sich behaupten inmitten technologischer Veränderungen – und sich zugleich selbst befragen. Die wachsende Präsenz Künstlicher Intelligenz, gerade in professionsnahen Bereichen wie Sprache, Reflexion und Diagnose, stellt nicht nur technische Anforderungen, sondern führt auch zu einer grundlegenden Verunsicherung über das Selbstverständliche: Was macht unsere Arbeit eigentlich aus? Welche Kompetenzen werden durch KI ergänzt – und welche sind unersetzlich? Und woran orientieren wir unsere berufliche Identität, wenn neue Akteure in Felder vordringen, die bislang als genuin menschlich galten?

In dieser Situation zeigt sich, wie entscheidend es ist, Identität nicht als statisches Konstrukt, sondern als dynamisches Gefüge zu verstehen – als Haltung, die sich in der Auseinandersetzung mit Wandel formt. Dabei ist die Reaktion auf KI ein Prüfstein: Sie macht sichtbar, wie klar wir uns über unsere Rolle

sind, wie stabil unser ethisches Fundament ist und wie offen wir bleiben für Veränderungen, ohne uns im Kern zu verlieren. Es geht nicht darum, Technik entweder zu idealisieren oder abzulehnen, sondern darum, als Fachpersonen eine Position zu finden, die differenziert, tragfähig und verantwortungsvoll ist. Eine solche Haltung lässt sich nicht delegieren – sie muss reflektiert und gelebt werden.

Ein zentraler Bestandteil dieser neuen professionellen Identität ist eine angemessene Technikorientierung. Das bedeutet nicht, dass alle Therapeut*innen digitale Expert*innen werden müssen. Aber es bedeutet sehr wohl, die Grundlagen technologischer Systeme zu verstehen, ihre Möglichkeiten einzuschätzen, ihre Grenzen zu kennen und sich mit ihren Auswirkungen auf Kommunikation, Beziehung und Deutungskompetenz auseinanderzusetzen. Wer dies versäumt, riskiert, Entscheidungen aus Unsicherheit zu treffen – sei es in Form naiver Technikbegeisterung oder aus reflexhafter Ablehnung. Eine reflektierte Technikorientierung befähigt dazu, digitale Tools sinnvoll zu integrieren, ohne den eigenen Kompass zu verlieren.

Damit eng verbunden ist die Frage nach ethischer Klarheit. KI stellt uns vor neue Ambivalenzen: Wenn ein System in der Lage ist, plausible Gesprächsverläufe zu erzeugen, wer trägt dann die Verantwortung für das, was daraus entsteht? Wenn KI bestimmte Symptome schneller erkennt als der Mensch, wie gehen wir mit dem Spannungsverhältnis zwischen maschineller Analyse und menschlichem Urteil um? Und nicht zuletzt: Wo verläuft die Grenze zwischen sinnvoller Unterstützung und subtiler Aushöhlung professioneller Autonomie? Diese Fragen sind nicht rein technisch – sie betreffen das Selbstbild einer Disziplin, die auf Beziehung, Urteilkraft und Vertrauen basiert. Eine klare ethische Haltung ist deshalb kein Zusatz, sondern ein konstitutives Element einer zeitgemäßen therapeutischen Identität.

Doch bei aller Notwendigkeit der technischen und ethischen Auseinandersetzung liegt die tiefste Herausforderung vermutlich woanders: in der Rolle der Therapeutin, des Therapeuten als Resonanzkörper in einer zunehmend simulativen Kultur. In einer Welt, in der empathische Sprache automatisiert, Aufmerksamkeit algorithmisch gesteuert und Beziehung simuliert werden kann, wird die Fähigkeit zur echten Begegnung zu einer knappen Ressource. Hier entscheidet sich, ob der therapeutische Beruf in Zukunft als menschlich bleibendes Gegenüber erlebt wird – oder ob er in einer technisch vermittelten Interaktionskultur unscharf wird.

Resonanz ist dabei mehr als ein theoretisches Konzept. Sie ist eine erfahrbare Qualität: das mitschwingende Gegenüber, das zuhört, bevor es antwortet; das aushält, bevor es interveniert; das mitfühlt, ohne sich zu verlieren. Diese Haltung ist nicht zu verwechseln mit Effizienz oder Performanz. Sie ist langsamer, manchmal widersprüchlich, aber tiefenwirksam. Therapeut*innen, die sich als leiblichen Resonanzkörper verstehen, machen sich verletzlich, ohne die professionelle Distanz aufzugeben. Sie stellen sich zur Verfügung – leiblich, emotional, geistig. Diese Form von Präsenz ist in keiner Software abbildbar. Sie ist nicht programmierbar, nicht replizierbar, nicht delegierbar. Und gerade deshalb ist sie kostbar.

In der Konfrontation mit KI wird diese Qualität neu sichtbar. Wenn Maschinen überzeugend zuhören, präzise antworten, analytisch überlegen erscheinen, entsteht leicht der Eindruck, das Menschliche sei überflüssig geworden. Doch in Wahrheit zeigt sich in dieser Zuspitzung, was unverzichtbar bleibt: die Fähigkeit, in Beziehung zu treten – nicht als Funktion, sondern als Person. Wer das erkennt, kann KI nicht nur einordnen, sondern ihr etwas entgegensetzen: nicht im Sinne von Konkurrenz, sondern im Sinne von Haltung. Die Frage ist nicht, ob wir schneller oder schlauer sind als Maschinen – sondern ob wir erfahrbar bleiben als Menschen. Und genau darin liegt die eigentliche Kontur einer zeitgemäßen therapeutischen Identität.

Sie ist nicht abgrenzend, sondern dialogisch. Nicht defensiv, sondern präsent. Nicht technikfern, aber auch nicht technikgläubig. Sie basiert auf der Fähigkeit zur Differenzierung, zur Selbstreflexion und zur Beziehung. Und sie wächst mit der Herausforderung, sich in einer Welt der Simulation selbst treu zu bleiben. KI macht diese Herausforderung sichtbar – und bietet damit die Chance, das eigene Berufsverständnis nicht nur zu verteidigen, sondern zu vertiefen. Wer sich ihr stellt, kann wachsen: nicht trotz Technik, sondern in Auseinandersetzung mit ihr.

7 *Leiblichkeit und Resonanz als unersetzbare Ressourcen*

In der Begegnung zwischen Therapeut*in und Klient*in geschieht etwas, das sich nicht planen, nicht standardisieren und schon gar nicht simulieren lässt: ein Moment der Resonanz, getragen von Präsenz, Einfühlung und leiblicher Wahrnehmung. Dieses Moment ist keine technische Größe, sondern ein Beziehungsgeschehen, das im Zwischenraum entsteht – jenseits des Sagbaren, in der Atmosphäre, im Tonfall, im Blick, im Rhythmus des Atems. Dort, wo Therapie wirkt, geht es nicht nur um Worte, sondern um die Qualität des Daseins füreinander. Genau hier liegt der Bereich, den KI weder erfassen noch nachbilden kann.

Denn alles, was KI zu leisten vermag – so beeindruckend ihre sprachliche Ausdruckskraft auch ist –, bleibt letztlich ein Spiel mit Zeichen. Die Maschine hat keinen Körper, keine Geschichte, kein Inneres. Sie kennt keine Müdigkeit, keine Irritation, kein leises Mitleiden. Ihre „Empathie“ ist eine rekombinierte Wahrscheinlichkeit, ihr „Zuhören“ eine algorithmische Reaktion. Sie bleibt ohne Resonanz. Resonanz aber – im Sinne eines affektiven, leiblich fundierten Mitschwingens – ist nicht optional für therapeutische Prozesse. Sie ist konstitutiv. Sie erzeugt das Klima, in dem Veränderung möglich wird, nicht durch Intervention allein, sondern durch das Erleben, gesehen und gemeint zu sein.

Gerade in einer Kultur, in der Kommunikation zunehmend digital vermittelt und Beziehungstechnologie zur Alltagsrealität wird, droht die Grenze zwischen echter und simulierter Zuwendung zu verschwimmen. Wenn Systeme so gestaltet sind, dass sie „zuhören“, „verstehen“ oder „ermutigen“, dann mag dies sprachlich durchaus überzeugen. Doch was fehlt, ist der Moment des Gemeintseins – die Erfahrung, dass das Gegenüber innerlich beteiligt ist. Diese Erfahrung lässt sich nicht täuschen, auch

wenn ihre sprachliche Oberfläche imitiert wird. Menschen spüren, ob ein Blick sie erreicht, ob eine Reaktion getragen ist von Aufmerksamkeit, ob in einer Pause etwas geschieht. Diese Qualitäten sind nicht automatisierbar. Sie entstehen aus der körperlichen Ko-Präsenz und der Bereitschaft zur inneren Beteiligung.

Die therapeutische Beziehung lebt von dieser leiblich vermittelten Unmittelbarkeit. Das bedeutet nicht, dass sie physisch im selben Raum stattfinden muss. Auch digitale Settings können Resonanz ermöglichen – sofern das Gegenüber wirklich anwesend ist, nicht nur funktional. Entscheidend ist die Qualität der Präsenz: Bin ich da, auch mit meiner Unsicherheit? Lasse ich mich berühren, ohne mich zu verlieren? Kann ich im Moment bleiben, auch wenn keine Lösung in Sicht ist? Diese Form der Beziehung lässt sich nicht automatisieren, weil sie sich aus menschlicher Erfahrung speist. Sie hat eine Tiefe, die jeder Simulation entzogen bleibt.

In der Diskussion um KI sollte daher nicht nur von Fähigkeiten, sondern auch von Qualitäten die Rede sein. Die Fähigkeit zur Intervention ist erlernbar, die Qualität der Beziehung ist leiblich fundiert. Sie zeigt sich nicht in Effizienz, sondern im Aushalten, im Dableiben, im Mitgehen. Wer diese Ressourcen pflegt, stellt sich dem technischen Fortschritt nicht entgegen, sondern positioniert sich jenseits seiner Logik. Die Frage ist nicht, ob KI „besser“ analysieren oder formulieren kann. Die Frage ist, ob sie anwesend sein kann – und genau das kann sie nicht.

Therapeut*innen sind keine Datenverarbeiter, sondern Resonanzträger. In einer Zeit, die auf Automatisierung setzt, wird diese Rolle zur eigentlichen Qualität. Leiblichkeit und Resonanz sind keine nostalgischen Reste eines vormodernen Menschenbildes, sondern die Grundlage dafür, dass menschliche Entwicklung sich ereignen kann. Wer sie pflegt, schützt nicht nur das Eigene, sondern auch das, was Therapie im Kern ausmacht: eine Beziehung, die wirkt – nicht durch Technik, sondern durch echte Begegnung.

8 *Fazit: Verantwortung, Gestaltung und Entwicklungschance*

Künstliche Intelligenz konfrontiert die psychotherapeutische Profession mit einer doppelten Herausforderung: Sie fordert dazu auf, sich zu ihr in Beziehung zu setzen – fachlich, ethisch und existenziell – und sie zwingt zugleich dazu, das eigene Selbstverständnis zu klären. In dieser Spannung liegt ihr Wert. Denn KI ist nicht nur ein Werkzeug, das unsere Arbeit verändert, sondern ein Prüfstein für unsere Haltung. Sie legt offen, wie wir Verantwortung verstehen, woran wir therapeutische Qualität messen und welche Rolle wir als Menschen in einem zunehmend technisierten Arbeitsfeld einnehmen wollen. Insofern markiert sie nicht das Ende einer therapeutischen Kultur, sondern die Gelegenheit, diese Kultur bewusster und kraftvoller weiterzuentwickeln.

Die grundlegende Frage lautet nicht, ob KI „gut“ oder „schlecht“ ist, sondern ob wir bereit sind, ihr mit jener professionellen Reife zu begegnen, die sich in Klarheit, Urteilskraft und Beziehungskompetenz

ausdrückt. Die Reaktion auf KI ist dabei ein Spiegel: Sie zeigt, ob wir unsere therapeutische Rolle auf Funktionen oder auf Haltung gründen. Eine Profession, die sich vor allem über Wissensvorsprung, sprachliche Präzision oder diagnostische Treffsicherheit definiert, wird sich leichter verunsichern lassen, wenn Maschinen in genau diesen Bereichen Leistungen erbringen. Eine Profession hingegen, die sich über Präsenz, Beziehung, ethische Orientierung und Resonanzverständnis definiert, wird in der Begegnung mit KI eher gestärkt – weil sie klarer sieht, was ihr Eigenes ist.

Gerade deshalb liegt in der Auseinandersetzung mit KI eine Entwicklungschance: nicht im Sinn technischer Anpassung, sondern im Sinn beruflicher Profilbildung. Wer sich ernsthaft mit KI beschäftigt, muss sich fragen, welche Haltung er oder sie zur Welt, zur Technik, zu den Klient*innen einnimmt. Diese Fragen betreffen das Zentrum therapeutischer Arbeit: die Beziehung. Und sie betreffen auch das Selbstbild einer Disziplin, die sich immer wieder neu erfinden muss – ohne dabei ihre Grundwerte aufzugeben (Geißler, 2025b). KI zwingt uns, genau diese Werte zu benennen: Was verstehen wir unter guter Therapie? Was bedeutet Gegenwart im digitalen Raum? Und worin besteht die Verantwortung für ein Gegenüber, das verletzlich ist – unabhängig davon, ob es analog oder digital zu uns spricht?

Die psychotherapeutische Fachwelt ist eingeladen, diese Fragen nicht an andere zu delegieren – etwa an technische Entwickler*innen, politische Entscheidungsträger oder kommerzielle Anbieter –, sondern sich aktiv in die Gestaltung der zukünftigen Beziehung zwischen Mensch und Technik einzubringen. Nicht nur als Anwenderin, sondern als Gestalterin; nicht aus Angst, sondern aus Verantwortung. Wer heute therapeutisch tätig ist, hat die Chance, ein Menschenbild zu verteidigen, das nicht rückwärtsgewandt ist, sondern bewusst relational, verkörpert und entwicklungsfähig gedacht ist. Ein Menschenbild, das gerade in seiner Verletzlichkeit Stärke beweist – und das in der Auseinandersetzung mit KI nicht verliert, sondern gewinnt.

Wenn Therapie auch in Zukunft ein Raum bleiben soll, in dem echte Beziehung möglich ist, dann wird es nicht genügen, sich abzugrenzen. Es wird darauf ankommen, technologische Entwicklungen mitzugestalten, ethisch zu rahmen und professionell einzuordnen. Genau darin liegt die Aufgabe der Gegenwart: nicht nur zu reagieren, sondern zu handeln – mit Blick auf das, was bleibt, und mit Verantwortung für das, was kommt. KI stellt uns vor die Wahl, wie wir uns im digitalen Wandel positionieren wollen. Die Entscheidung liegt nicht bei der Maschine. Sie liegt bei uns.

Literatur

Adler, Alfred (1927a/2007). Menschenkenntnis. Hrsg. von Jürg Rüedi. *Alfred Adler Studienausgabe, Bd. 5*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Barthes, Roland (1967/1988). Der Tod des Autors. In R. Barthes: *Die Lust am Text* (S. 7–15). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Geißler, Peter (2023). *Körperarbeit in der Psychotherapie. Erste Schritte zur Öffnung des Settings*. Giessen:

Psychosozial.

Geißler, Peter (2025a). Psychodynamische Körperpsychotherapie. In: Gumz, A., Hörz-Sagstetter, S. (Hrsg.). *Psychodynamische Psychotherapie in der Praxis* (S. 787–796). Weinheim: Beltz.

Geißler, Peter (2025b): Mensch trifft Maschine. Reflexionen eines Psychotherapeuten über KI und Selbstbild. *Zeitschrift für freie psychoanalytische Forschung und Individualpsychologie*, 12. Jg., Nr. 1.

Meckel, Miriam; Steinacker, Lea (2024). *Alles überall auf einmal. Wie Künstliche Intelligenz unsere Welt verändert und was wir dabei gewinnen können*. Hamburg: Rowohlt.

Petzold, Hilarion (2004). *Identität. Das interdisziplinäre Grundlagenwerk*. Stuttgart: Kohlhammer.

Raile, Paolo; Geißler, Peter (2025). *KI in der Psychotherapie(-wissenschaft)*. Münster: Waxmann.

Autor

DDr. Peter Geißler

Dr. Paul Fuchsiggasse 12

2301 Neu-Oberhausen

Geb. 1953 in Wien, Studium der Medizin und der Psychologie, Ausbildungen in ärztlicher Hypnose, Autogenem Training, Klientenzentrierter Psychotherapie, Psychoanalyse und Bioenergetischer Analyse, Psychotherapeut in freier Praxis, Sachverständiger (v. a. Pflegschaftsgutachten), Veranstalter des Wiener Symposiums „Psychoanalyse und Körper“